

Gott wurde Mensch, Gott wird Mensch.

Eine weihnachtliche Betrachtung **VON ANDREAS R. BATLOGG**

Nach 2000 Jahren christlicher Sozialisation“, so Peter B. Steiner in seinem 2008 erschienenen Buch *Glaubensästhetik*, „geht uns der Satz ‚Gott ist Mensch geworden‘ leicht über die Lippen“. Ob der Kunsthistoriker und langjährige Direktor des Diözesanmuseums Freising inzwischen auch kritisch hinzufügen würde, wie sich an Weihnachten der Bezug zum Kind in der Krippe verflüchtigt? Etwa wenn man nur noch „Frohes Fest“ wünscht, wenn *magic moments* beschworen werden – oder vom „Christkind“ die Rede ist, als sei es ein Teddybär oder ein Kuscheltier?

Im weiteren Verlauf lädt Steiner zu einem aufschlussreichen Sprachexperiment ein. Er schlägt vor, das „Gott ist Mensch geworden“ mit den heute üblichen Worten für Neugeborene auszudrücken. Also: „Gott ist Baby geworden“ oder „Gott ist Säugling“ geworden. Das drückt aus, dass „Mensch werden“ eben wirklich „geboren werden“ bedeutet. Gott ist nicht vom Himmel gefallen, sondern wie jedes Kind auf die Welt gekommen: geboren von einer Frau – zudem noch unterwegs und in einer Krippe. Nicht gerade Bedingungen, die man einer werdenden Mutter wünscht. „Darstellungen der Geburt“, so Steiner seinerzeit, „gibt es in der europäischen Kunst nicht.“ Anderswo schon, etwa in Afrika.

Auf unseren Weihnachtskarten findet sich keine gebärende Maria. Steiner kennt den Grund. Er erinnert an Birgitta von Schweden, die sechs Kinder geboren hatte und „wusste, was für eine harte und schmutzige Arbeit das Gebären ist“. Aber sie wollte sich Maria „nicht mit Blut befleckt vorstellen, das göttliche Kind nicht an einer Nabelschnur hängend“. Mit ihrer Vision, „wie Maria allein mit offenem Haar im Stall von Bethlehem betete und plötzlich das Kind vor ihr lag, ganz rein und leuchtend wie die Sonne“, prägte sie seit dem 14. Jahrhundert alle uns vertrauten Darstellungen von der Anbetung des neugeborenen Jesuskindes.

Die stillende Gottesmutter ist hierzulande ein Andachtsmotiv geworden. Aber die Geburt selbst? Fehl-anzeige! Genau diese ikonische Leerstelle motivierte eine Tiroler Künstlerin zu einer ungewöhnlichen Darstellung für den Mariendom im oberösterreichischen



Keine „Kopfgeburt“: Die gebärende Madonna von Linz (© Mariendom, Ulrich Kehrer)

Linz. Esther Strauß schuf eine gebärende Madonna (Titel: *Crowning*), eine nur 30 Zentimeter hohe Holzskulptur, die zwei weitere Figuren der Linzer Domkrippe aus dem Jahr 1913 von gleicher Größe und mit ähnlicher Kleidung ergänzen sollte. Die erste Figur, kniend vor dem neugeborenen Jesus, wird dort immer am Heiligen Abend aufgestellt, die zweite mit dem thronenden Jesuskind als König an Dreikönig (Epiphanie). Die Geburtsszene fehlte bisher in diesem Ensemble.

Am 1. Juli kam es zum Skandal: Die Skulptur wurde enthauptet. Ein Vorgang, den der Innsbrucker Bischof Hermann Glettler, ein gelernter Kunsthistoriker, „abartig“ nannte. „Auch wenn tatsächlich religiöse Ge-

fühle verletzt worden sein mögen, ist dieser Akt durch nichts zu rechtfertigen.“

Der Bischof erinnerte daran, dass Esther Strauß mit ihrem Werk „mit Recht nach der offensichtlichen Fehlstelle fragt: Warum wurde das zentrale Geheimnis der Geburt bisher nicht dargestellt?“ Zwar meldete auch Glettler Vorbehalte gegen die Darstellung an. „Das Leben in seinen stärksten und zugleich verletzlichsten Momenten verlangt nach einer behutsamen Wahrnehmung“, betonte er. „Nicht alles muss gezeigt werden.“ In diesem Sinne sei das Motiv der gebärenden Maria „zweifelsohne ein fragwürdiges Bild“. Allen, die sich dadurch provoziert fühlten, rief der Bischof aber in Erinnerung, dass die Figur „nicht an einem expliziten Andachtsort, sondern in der sonst ungenutzten, durch zwei Glastüren erreichbaren Turmkammer aufgestellt war“. Gerade weil die ungewöhnliche Madonnendarstellung nicht prominent, sondern

beinahe an einem versteckten Ort aufgestellt war, kann es sich bei ihrer Enthauptung kaum um einen spontanen Vandalenakt gehandelt haben.

In seiner Reaktion wurde Glettler grundsätzlich, als er das Pauluswort „geboren von einer Frau“ (Galater 4,4) zitierte, sowie den Prolog im Johannesevangelium, wo von der „Fleischwerdung“ des Logos die Rede ist (Joh 1,14). Es gehe hier darum, „jede gnostische Versuchung abzuwehren, die das allzu Menschliche unter Verdacht stellt“: „Leibhaftig und verletzlich hat sich Gott in unser irdisches Dasein eingeschrieben.“ Deswegen betonte der Bischof: „Ausgehend davon wäre es viel eher blasphemisch, sich Gott vom Leibe halten zu wollen und ihn hinauf in seine himmlische Turmkammer zu entsorgen.“

Esther Strauß biete „ein radikales Korrektiv“, so Glettler weiter: „Ihre Maria, die ‚Gottesmutter‘, wie wir sie in gewagter Sprache seit dem Konzil von Ephesus (431) nennen, bringt den Heiland zur Welt – mit Fleisch und Blut.“ Ähnlich sah es der Journalist Otto Friedrich in der Wochenzeitung *Die Furche* (Wien), der in der Köpfung der Gebärenden-Skulptur nicht allein „die Schändung eines Kunstwerks“ sehen wollte: „Sondern es zeugt auch davon, dass der Täter und seine Claqueure das radikale Menschsein, was das Christentum →

**Ich sehe vor mir
die junge Frau Miriam,
die bei Nacht und Kälte
gebärt. So (!) begann Jesus
sein irdisches Leben.**

→ als ‚Menschwerdung Gottes‘ beschreibt, ausblenden, wenn nicht gar leugnen. Das alles ist kein Sturm im Wasserglas. Es handelt sich um den konzertierten Versuch, den unseligen Antimodernismus, der die katholische Kirche vor gut hundert Jahren ins intellektuelle Abseits geführt hat, wieder zur Geltung zu bringen. Dass dies mit dem Aufflammen des Rechtspopulismus einhergeht, ist kein Zufall.“

Auch die Sozialethikerin und Theologin Maria Katharina Moser, die auch Direktorin der Diakonie Österreich ist, meldete sich zu Wort: „Wenn die Skulptur der gebärenden Maria geköpft wird, ist das nicht nur ein Akt von Vandalismus. Es handelt sich nicht einfach um Protest gegen ein Kunstwerk, sondern um einen häretischen Akt. Denn mit dem Kunstwerk wird auch das geschändet, worauf das Kunstwerk verweist: die Inkarnation.“ Ist das, wie manche eingewendet haben, eine rein „feministische Perspektive“? Ich finde: Nein. Mich hat folgendes Argument überzeugt: „Wenn die Statue im Mariendom

durch rohe Gewalt zerstört wird, wird auch die Würde des gebärenden Frauenkörpers verletzt.“

Die beschädigte Skulptur wurde von der Künstlerin in ihr Atelier zurückgenommen, wo „ihre Wunden versorgt“ wurden. Eine spätere Aufstellung an einem anderen Ort ist geplant. Doch der – international beachtete – Skandal von Linz wirkt weiter. Er lässt auch an Weihnachten fragen: Wie „blutleer“, wie geradezu chemisch steril sind unsere Vorstellungen von der Geburt

im Stall von Bethlehem? Zum Megathema Vulnerabilität (Verletzlichkeit) gehört der Umstand, dass Blut und Schweiß und Tränen, Schmerzen und Stöhnen, Bangen und Warten ganz natürliche Begleitumstände einer Geburt sind – von denen Männer oft keine Ahnung haben. Muss man sich das konkret vorstellen? Darf man es? Die Künstlerin Esther Strauß hat es getan – und erlebt, wie „fromme Seelen“ darauf barbarisch mit Zerstörung reagierten.

„Sie gebar ihren erstgeborenen Sohn, wickelte ihn in Windeln“: So lesen wir im Lukasevangelium (2,7). Über die konkreten Umstände der Geburt schweigt sich der Autor aus. Und auch Künstlerinnen und Künstler haben sich bisher gescheut, genau diese darzustellen. Wer es versuchte, geriet unter Verdacht, wie Esther Strauß. Die affekthafte Berufung auf die Verletzung religiöser Gefühle oder auf Blasphemie reduziert „Menschwerdung“ auf ein theologisches Gedankenkonstrukt – Geburt wird zur Kopfgeburt. Geburt, Geburtswehen, Geburtschmerzen: Auch für Maria und Josef waren sie

real. Und selbst wenn die Quellen schweigen, darf die „fromme Phantasie“ darüber nachdenken, Künstlerinnen und Künstler dürfen sich ihnen stellen. Bis hin zu dem Gedanken: Wie hat sich Maria gefühlt, als sie ihr Kind endlich in den Armen halten konnte? Was ging ihr durch den Kopf? Der Winzling war der vom Engel Gabriel angekündigte Gottessohn. Hirten kamen, staunten, beteten an. Später dann Weise aus dem Morgenland. Wer ahnte, welches Schicksal diesem Neugeborenen bevorstand?

Lässt sich das alles durch die uns vertraute Krippenidylle ausblenden?

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an den Schock, den vor Jahren ein Museumsbesuch bei Heiner Wilmer, dem heutigen Bischof von Hildesheim, auslöste (vgl. CIG Nr. 12/2024, S. 14): Er empörte sich über einen blutüberströmten gekreuzigten Hund als Teil eines dreiteiligen Altarbildes. In seinem Buch *Gott ist nicht nett* beschrieb er ekelhafte Details dieser Kreuzigungs-szene. Das „Entsetzen vor dem Kunstwerk“ wandelte sich bei Wilmer in einem zweiten Anlauf jedoch in ein Erschrecken über sich selbst, „weil ich merkte, dass mich zum ersten Mal überhaupt in meinem Leben das Bild einer Kreuzigung wirklich ekelte“. Schlagartig wurde Wilmer damals bewusst, dass er zwar jeden Tag zu Jesus betet – aber „nie, niemals zuvor hatte ich dieses Kreuz und den Gekreuzigten gesehen. Nie zuvor war mir die Entwürdigung und das Brutale, die Demütigung und das Widernatürliche am Kreuz aufgefallen so wie bei diesem Bild.“ Die bis heute andauernde Erkenntnis: „Mir wurde klar, wie abgewaschen und weichgespült mein Jesusbild geworden ist.“

Was für Wilmers Schock über den gekreuzigten Hund gilt, trifft auch für die gebärende Madonna von Esther Strauß zu: Der Blick in die Krippe von Bethlehem darf sich, ebenso wenig wie der Blick auf das Kreuz von Golgotha, nicht im Ästhetischen verlieren. Geboren werden und sterben sind reale Vorgänge, bei Jesus beide Male unter dramatischen Umständen. Das darzustellen, bleibt gewagt. Es stört fromme Fantasie und vertraute Andacht. Ist es Angst, Scham, Scheu vor dem Konkreten? Deswegen mein Vorschlag an diesem Weihnachtsfest, im Sinne einer ignatianischen Krippenbetrachtung: Ich sehe vor mir die junge Frau Miriam, die bei Nacht und Kälte gebärt – Jesus, einen Schreihals, der, einmal trockengelegt, gestillt werden wollte.

Die wenigsten Menschen dürfte der Anblick eines neugeborenen Säuglings kalt lassen. So (!) begann Jesus sein irdisches Leben. So konkret darf auch mein Glaube sein, so konkret und anschaulich wie möglich! Dann bekommt auch der saloppe Spruch eine neue Bedeutung: „Mach’s wie Gott, werde Mensch!“ **CIG**

ANDREAS R. BATLOGG, Dr. theol., ist Jesuit und Publizist in München.



Esther Strauß und ihre Skulptur (© Mariendom, Ulrich Kehrer)

Wege & Welten

GOTTHARD FUCHS
entdeckt die
Mystik im Alltag

Quartiernahme

Ich komme am Samstag um 13 Uhr an – ganz selbstverständlich sind mit solch einer Nachricht Bitte und Hoffnung verbunden, abgeholt zu werden und eine Bleibe zu finden. Das gilt nicht nur für Besuche zum Fest, im Grunde gilt das von Geburt an. Letztlich entscheiden die Kinder selbst, wann sie kommen – und vermutlich die Sterben-

den auch. Ankommen ist also eine wunderbare Sache: Bei wem komme ich an und wer bei mir? Elementar verschärfen sich solche Fragen im Kontext weltweiter Migration und hiesiger Wohnungsnot, von materieller und spiritueller Obdachlosigkeit also.

Von solcher Herbergssuche erzählen bekanntlich die biblischen Kindheitsgeschichten Jesu – wohl wissend, dass der Erwachsene nichts finden wird, wo er seinen Kopf hinlegen und ausruhen könnte (Mt 8,20). Die Bibel im Ganzen variiert das Thema Flucht und Vertreibung, Aufbruch und Heimkehr auf fast jeder Seite, immer mit der Hoffnung, endlich anzukommen und Bleibe zu finden, möglichst für immer. Ständig heimgesucht, ist überall die Suche im Gange nach dem gelobten Heimatland, wo Milch und Honig fließt – des Menschen Suche nach Gott und Gottes Suche nach dem Menschen. Aber nicht nur Migranten und Flüchtlinge gehören in diese andauernden Exodus- und Weihnachtsgeschichten; die Rede muss auch sein von denen, die sie abweisen oder auf-

nehmen: „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen“ (Mt 25,36). Etty Hillesum wählt einmal „die eigentlich lustige Vorstellung“ vom Quartiermachen sogar für Gott selbst, der ankommen will in dieser Welt. „Ich verspreche dir, ich werde in so vielen Häusern wie möglich eine Unterkunft und Bleibe für dich suchen, mein Gott... Ich werde mich auf den Weg machen, um eine Bleibe für dich zu suchen. Es gibt so viele leerstehende Häuser, in denen ich dich als wichtigsten Kostgänger unterbringe.“ Das Glück, Gottes Treue im eigenen Leben gegenwärtig zu wissen, ist für sie verbunden mit der Trauer, wie viel leerstehende Lebens-, nein Gotteshäuser es gibt. Und mit der Not Gottes selbst, der unserer Einräumung bedürfen und „ankommen“ will.

Die weihnachtliche Pointe bei all dem: „Er hat unter uns gewohnt“, sein Ankommen ist nicht mehr aus der Welt zu schaffen, man könnte fast sagen: Die Hausbesetzung ist definitiv geglückt. Seitdem gilt – allen, die ihn aufnehmen, gibt er die Macht, Söhne und Töchter

Gottes zu werden. Derart „aus Gott geboren“ gilt es, sich auf den Weg und an die Arbeit zu machen. Nicht zufällig spielt der alte Hymnus zum Beginn des Johannesevangeliums auf die Wüstenwanderung an, auf das Begegnungszelt am Sinai und den langen Weg zum Erwachsenwerden: „Er hat unter uns gezeltet“, heißt es ja wörtlich (Joh 1,11f.), er tut es noch immer. Auf ihn ist also absolut Verlass; er geht unsere wüsten Wege mit. Was da geburtlich geglückt ist, will auch begangen sein. Herbergssuche und Zelten sind voll „im Gange“. Weihnachten ist immer Anfang, aber der ist geglückt – eine Rückenstärkung ohne gleichen und zugleich die Einladung zum Quartiermachen in Seinem Sinne (vgl. Joh 14,1–6).

Kreative Jugendseelsorger um *go4peace* im Erzbistum Paderborn haben das auf ihrer Weihnachtskarte auf den Punkt gebracht: „Hilf Gott, in dir nicht zu erlöschen!“ **CIG**

GOTTHARD FUCHS, Dr. phil., ist Priester und Publizist in Wiesbaden.